



**Unsere Universität im Abstieg?
Bologna, Bafög, Bachelor**
Beobachtungen und Ratschläge

Horst Haider Munske

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Horst Haider Munske
Unsere Universität im Abstieg? Bologna, Bafög, Bachelor

Horst Haider Munske

Unsere Universität im Abstieg? Bologna, Bafög, Bachelor

Beobachtungen und Ratschläge

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: kolorierte Lithographie „Apfelkriepsch“ (1975) von Günther Blau

ISBN 978-3-7329-0101-2

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	9
------------------	---

STUDIUM

1	Überhaupt studieren?	15
2	Was studieren?	17
3	Wo studieren?.....	19
4	Wie lange studieren?	21
5	Erstsemester.....	23
6	Jobs.....	24
7	Studentische Ämter.....	25
8	Vorlesungen.....	26
9	Schriftliche Arbeiten	28
10	Das Examen	31
11	Die erfolgreichen Studienabbrecher	33
12	Magister	34
13	Bologna: Fluch oder Chance?	37
14	Vom Magister zum Master	40
15	Tschüss Bafög	42
16	Promovieren	45

JUNGE WISSENSCHAFT

17	Geeignet?	49
18	Keine Zeit verlieren!.....	50
19	Die Themen von Qualifikationsschriften	52
20	Schreiben lernen.....	54

21	Das Plagiat.....	56
22	Rezensionen	58
23	Vorworte	60
24	Einmal raus	61
25	Mittelbau	62
26	Habilitieren	65
27	Habilitationskolloquium.....	68
28	Berufungsverfahren	71
29	Vorsingen	75
30	Frauenquote	77
31	Neu berufen.....	79
32	Lehrende und Lernende	81
33	Residenzpflicht.....	82
34	Antrittsvorlesungen.....	84
35	Arbeitszeiten	85
36	Tagungen.....	87
37	Selbstverwaltung.....	88
38	Haben Wissenschaftler ein Privatleben?	90
39	Ehe oder Liebe auf Zeit?	91
40	Umgang mit Mitarbeitern	93
41	Um weitere Rufe betrogen: die Altersgrenze	94

KOLLEGEN UND KOLLEGINNEN

42	Forscher: Kreative, Ausarbeiter, Abschreiber.....	99
43	Die Ehrgeizigen.....	102
44	Der Kommunikator	103
45	Der Macho	104
46	Der Stänkerer	105

47	Hoch- und Tiefstapler.....	107
48	Geizige.....	109
49	Drückeberger.....	110
50	Anschmierer.....	112
51	Tag- oder Nacharbeiter.....	113
52	Mittagsschläfer.....	114
53	Professorinnen.....	115
54	Profs und Technik.....	117
55	Generation Jammerlappen.....	119
56	Professor emeritus.....	120

HOCHSCHULALLTAG

57	Worüber wird gestritten?.....	123
58	Deutsch oder Englisch als Wissenschaftssprache?.....	125
59	Gastvorträge.....	127
60	Gutachten.....	129
61	Drittmittel.....	132
62	Kollegialprüfung.....	134
63	Geselligkeiten I: Empfänge.....	135
64	Geselligkeiten II: Jubiläen.....	137
65	Geselligkeiten III: Grußworte.....	138
66	Geselligkeiten IV: Tischreden.....	139
67	Geselligkeiten V: Sommerfest.....	140
68	Urlaub.....	142
69	Semesterferien.....	144
70	Forschungssemester.....	146
71	Sonderdrucke oder das schlechte Gewissen.....	147
72	Ämter.....	148

73	Rektor und Kanzler	149
74	Provinzuniversität	150

BESONDERE ERFAHRUNGEN

75	Forschung und Lehre.....	155
76	Freundschaften	158
77	Tradition: Talare.....	160
78	Alumni.....	162
79	Freude und Ärger.....	165
80	Evaluierung	167
81	Evaluitis	169
82	Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG).....	171
83	Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD)	173
84	Deutscher Hochschulverband (DHV)	175
85	Kultokratie I: Fakultäten und Fachbereiche	176
86	Kultokratie II: Kultusministerkonferenz (KMK)	179
87	Kultokratie III: Fächer beseitigen	183
88	Fakultätentage.....	185
89	Ethos der Wissenschaft.....	186
90	Auf der Kippe?	188

Einführung

Die deutschen Universitäten befinden sich in einem dramatischen Umwandlungsprozess, dem tiefgreifendsten und folgenreichsten seit den Hochschulgesetzen der 70er Jahre. Auslöser und Instrument sind die Vereinbarungen der europäischen Bildungsminister auf ihrem Treffen in Bologna 1999. Jene lockeren Empfehlungen für einen „einheitlichen europäischen Hochschulraum“ wurden in Deutschland mit besonderem Eifer und geübtem Perfektionismus ins Werk gesetzt. Die Tragweite dieses sog. Bologna-Prozesses wurde an den Hochschulen lange unterschätzt. Erst jetzt, im Praxistest, zeigt sich, dass damit jahrhundertelange Traditionen des Lehrens, Studierens und Forschens in Frage gestellt und in Zwangsjacken gepresst werden, die zu einem langsamen Erstickungstod führen können. Die neuen Reglementierungen des Lehrens und Studierens für Bachelor und Master, mit ausgetüfteltem Modul- und Credit-Point-System, mit ständigem Prüfungsdruck und nicht enden wollendem Korrekturaufwand sind mehr als eine zusätzliche Arbeitsbelastung. Sie wirken sich nachhaltig negativ auf das gesamte Umfeld des Studienbetriebs aus. Als Erstes ist die Praxis der Studienfinanzierung betroffen. Der Zwang zu schnellem, kontrolliertem Studieren macht die übliche begleitende Teilzeitarbeit („Jobben“) der allermeisten Studierenden unmöglich. Viele Eltern und Kinder hatten hier einen modus vivendi geteilter Belastung gefunden. Jobben gefährdet jetzt mehr als je zuvor den Abschluss. Darin offenbart sich zugleich die Unzulänglichkeit des deutschen Stipendiensystems namens Bafög, das nur einer kleinen Minderheit der Studierenden zugutekommt, eine Art Hartz IV für die Ärmsten.

Unmerklich vollzieht sich unterdessen ein Wandel der Einstellung unter vielen jüngeren Hochschullehrern. Wozu noch am Universitätsort leben und sich dem Stress einer 60-Stunden-Woche aussetzen? Der Reiseprofessor wird zum Regelfall. Montagfrüh hin, Mittwochabend heim, oder drei Tage in der Wochenmitte, die als Kernzeit gilt. Die täglich wachsende Last an Prüfungen und Standardlehrveranstaltungen nimmt den Kreativen die Lust an diesem Beruf. Nachhaltig sind auch die Kollateralschäden beim wissenschaftlichen Nachwuchs. Die mangelhafte Förderung nach der Promotion und die späte Sicherung in einer Dauerstelle waren schon immer eine abschreckende Hürde. Jetzt kommt die Bologna-Last hinzu und infiziert den Hochschullehrerberuf mit ei-

ner schleichenden Krankheit, einer Art Diabetis II des Hochschulwesens: Übergewicht an Reglementierung, Verhinderung von Mobilität, unmerklich fortschreitend und mit irreversiblen Schäden.

Die Ersten, welche aus diesem System aussteigen, sind die begabten Frauen. Viele nutzen jetzt die zweite Option ihres Lebens, den Rückzug in eine Familie, total oder partiell in Teilzeit und Elternzeit. Hier werden Karrieren aufgegeben. Das ganze Frauenförderungstheater erweist sich inzwischen als nutzlos, es hat nur die Männer von Förderung ausgeschlossen. Die tüchtigen Frauen haben es auch so geschafft, weil sie einfach die Besseren und die Ehrgeizigeren waren. Ohnehin ist bald eine Männerförderung fällig, wenn man das gendernmäßig betrachtet. Denn in einigen geisteswissenschaftlichen Fächern herrscht schon Männerarmut wie in den Volksschulen.

Die Finanzierung der Hochschulen hinkt schleppend hinter dem Ausbau zur Massenabfertigung hinterher. Zwei Heilmittel werden nahegelegt: Studiengebühren und Drittmittel. Das eine erlebte nur eine kurze Blütezeit, einen temporären Geldsegen, bis die Betroffenen sich widersetzten. Umso mehr wird das andere dringlichst nahegelegt, mit Prämien für die Einwerber. Das untergräbt die Freiwilligkeit zur Forschung. Es unterstellt, dass Hochschullehrer zusätzliche Anreize benötigten, um wissenschaftliche Projekte zu entwickeln. Ergebnis: Die fördernden Stiftungen, vor allem die Deutsche Forschungsgemeinschaft, werden mit Antragsfluten überschüttet, aus denen sie mühsam, mit einer wachsenden Zahl von Gutachtern diejenigen Projekte auswählen müssen, welche vielleicht die innovativen, die machbaren sind. Dabei fällt die DFG-Bewilligungsquote oft unter 30%, zur Jahresmitte sind in einigen Fächern die Mittel schon verbraucht. Lohnt dann überhaupt die Mühe, fragen sich viele noch Un- erfahrene und steigen schon vorzeitig aus dem Drittmittelrennen aus.

Aber auch im Inneren nagt der Wurm. In den Geisteswissenschaften hatte man sich damit abgefunden, dass die meisten zwölf Semester und länger studieren, die Abbruchquoten hoch waren, aber die Noten immer besser wurden. Wie locker Prüfungen in einigen politik- und wirtschaftsnahen Disziplinen genommen werden, haben die jüngsten, spektakulären Plagiatsfälle offenbart. Sog. externe Doktoranden, die nebenberuflich promovieren, sind per se verdächtig. Offenbar streben sie mehr den Prestige- als den Erkenntnisgewinn an. Dass renommierte Hochschullehrer daran als Doktorväter mitgewirkt haben, ist genauso fragwürdig. Das sind keine Ausreißer. Schon lange werden die meisten medizinischen Promotionen aus den übrigen Fakultäten als bessere Seminararbeiten verspottet. Und deren zahlreiche Habilitationen sind oft weniger dem Streben nach einer Hochschullehrerlaufbahn geschuldet als dem trivialen

Zweck, den Titel eines Außerplanmäßigen Professors zu erwerben, der für lukrative Klinikleitungen qualifiziert.

Auch die Notenvergabe ist ein trauriges Kapitel. Es ist kein Zufall, dass zentrale Staatsexamensprüfungen im Durchschnitt eine Note schlechter ausfallen als universitätsinterne Magisterprüfungen. Dass auf Noten kein Verlass ist, schädigt die wirklich Guten und Fleißigen. Solcher Schlendrian hat kulturministerielle Reformer auf den Plan gerufen. Sie haben die Initiative der europäischen Hochschulminister genutzt, die Universitäten an die Kandare zu nehmen. Noch sind die Krankheitssymptome peripher, die Klagen der Betroffenen eher ein Wimmern als ein Schrei. Aber die Wirkung auf den Patienten ist dauerhaft und ohne schnelle Gegenmedizin unumkehrbar. Das System steht auf der Kippe: Entweder die Universitäten verkommen zu ministeriell gelenkten Schulen im tertiären Sektor mit dem Bachelor als Regelabschluss und (für wenige) einer weiteren berufsbezogenen Masterphase. Ein Studienortwechsel und der Wechsel der Studienfächer, quasi die äußere und die innere Mobilität des Studierens, werden hier zur Ausnahme. Oder es gelingt den Universitäten aus ihrer aktuellen Praxiserfahrung grundlegende Korrekturen durchzusetzen. Dann könnte das neue zweigeteilte Studium auch Vorzüge entfalten, der Bachelor als Basis- und Schnupperstudium akademische Luft genießen lassen und der Master eine Öffnung zu neuen Fachrichtungen ermöglichen.

Die folgenden 90 Kapitel sind ein Erfahrungsbericht, eine kritische Zustandsbeschreibung aus geisteswissenschaftlicher Sicht. Sie sollen helfen, mit dem System unserer Universität zurande zu kommen, seine Gefährdungen und seine Chancen schneller zu erkennen. Es geht um elementare Fragen zum Studium (1–16), den Weg in die Wissenschaft (17–41), die lieben Kollegen und Kolleginnen – aus studentischer Sicht die Profs – (42–56) und nicht zuletzt um den Hochschulalltag, den alle Beteiligten erleben (57–74). Die Schrift endet mit einer kleinen Auswahl „besonderer Erfahrungen“ (75–90).

Für wen ist dieser Rundgang bestimmt? Der Titel spricht es an: *Unsere Universität* – das soll sagen: Alle, die für diese lebenswichtige Institution Verantwortung tragen, als Hochschullehrer, als Studierende, als Mitarbeiter und nicht zuletzt als Politiker und Beamte in den Kultus- und Finanzministerien. Es liegt an uns allen, unserem Engagement und unserem Zusammenwirken, was aus dieser Institution in Zukunft wird.¹

.....
1 Mehreren frühen Lesern meines Manuskripts danke ich für ihre Ermunterung und ihre kritischen Ratschläge und bitte sie um Nachsicht, dass ich nicht allen Mahnungen zu größerer Vorsicht gefolgt bin.

Hinsichtlich der Rechtschreibung folge ich den Empfehlungen der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK), welche die geltenden Regeln traditionsbewusst umsetzen.

STUDIUM

1 Überhaupt studieren?

Darüber entscheiden nicht die jungen Leute allein, viel hängt von Bildungsgrad und Bildungsehrgeiz der Eltern ab. Studierte Eltern erwarten selbstverständlich, dass auch ihre Kinder ein Studium absolvieren, und die allermeisten sind bereit, dafür eigene Opfer zu bringen. Sie wissen, welche Vorteile ein abgeschlossenes Studium bedeutet, sie erinnern sich an die bewegte eigene Studentenzzeit, sie haben die Kosten eingeplant – denn ihre Kinder können kaum mit einem Stipendium rechnen. Schon das Einkommen eines Lehrers überschreitet die Armutsgrenze für eine Bafög-Förderung. Nicht immer aber werden die elterlichen Gaben von den Betroffenen recht gewürdigt und durch strebsame Leistungen belohnt. Denn gerade jene, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, verschmähen sie manchmal. Soziologen sprechen hier von der Abwärtsspirale, denen erfolgsverwöhnte Familien ausgesetzt sind. Vielleicht ist auch nicht jedes väterliche Berufsleben für die Kinder nachahmenswert. Kinder nehmen zwar den Wohlstand gerne als gottgegeben an, opponieren aber gleichzeitig gegen die Mühen, die ihn ermöglicht haben. Wenn die Fürsorge zu Ende geht, erkennen sie schmerzlich, dass das scheinbar Selbstverständliche auch von ihnen Leistungen verlangt. Manchmal kommt diese Einsicht zu spät.

Viel schwieriger ist es für Eltern, in deren Familie ein Akademiker neu ist. Die meisten sehen nicht das Studieren als Ziel, sondern den Beruf, den man damit erreicht und natürlich ein sicheres Einkommen. Darum ist vielen die Beamtenlaufbahn besonders sympathisch. Deren Ausbildungsgang, sei es für Juristen, Mediziner oder Lehrer, ist von Anfang an klar strukturiert. Hier kümmert sich der Staat um seine künftigen Staatsdiener und schreibt in staatlichen Prüfungsordnungen vor, was gelehrt und was gelernt werden muss. Das ist preußisches Erbe und reicht bis in die Nomenklaturen der Räte, Oberräte und Direktoren und deren festgelegte Gehälter und Aufstiegschancen. Solche Regeln kommen der Sorge vieler Eltern entgegen. Natürlich ist es ihr gutes Recht zu fragen, was denn herauskommen wird beim Studieren, wann das erste Geld fließt und wann das ihre nicht mehr benötigt wird.

Viele junge Leute machen sich über diesen Konnex von Studium und Beruf wenig Gedanken. Das muss man ihnen nicht verübeln, denn die Berufswelt wandelt sich rapide, ebenso das Angebot von Studiengängen. Von beidem wis-

sen die jungen Hochschulanwärter meist gar nichts. Wie sollen sie sich da entscheiden? Am besten sie schlagen erst einmal eine grundsätzliche Richtung ein. Kurzer oder langer Studiengang, z.B. Grundschul- oder Gymnasiallehrer, MTA oder Arzt, Rechtspfleger oder Volljurist. Die zweite wichtige Entscheidung gilt der allgemeinen Fachrichtung: Geistes- oder Naturwissenschaften, Technik, Jura, Medizin. Natürlich muss ab dem erstem Semester eine sehr spezifische Wahl getroffen werden, das ist unvermeidlich, aber zur Not auch später noch korrigierbar. Hauptsache, man fängt erst einmal an. In allen Fächern, das erfahren die Anfänger sehr bald, gibt es Interessantes, das meist für ihre Wahl entscheidend war, und weniger Geliebtes, oft Unangenehmes. Zum Beispiel sind Statistik-Kurse und die dazugehörigen Klausuren berüchtigte Fallen und Studierbremsen. Darauf muss man sich einstellen. Überhaupt ist am Anfang eine gewisse Schwerpunktsetzung zu empfehlen. Die wenigsten Anfänger können alles gleich gut bewältigen. Das ist normal. Man konzentrierte sich auf eine machbare Zahl von Veranstaltungen und Prüfungen und gebe hier das Beste. Es bestärkt die Motivation und die Studierlust, wenn man gleich am Anfang ein paar Erfolge hat. Andererseits ist ein Fehltritt immer korrigierbar. Nie sollte man danach gleich die Flinte ins Korn werfen. Es kann viele Gründe haben, warum das Studium nicht gleich so läuft wie die Schule. Viele Gespräche sind nötig, um das herauszufinden. Erst einmal sind Geduld angesagt und ein neuer Anlauf. Denn auch beim Studieren gilt: Die Qualität der Suppe erweist sich beim Essen. Erst wenn's gar nicht schmeckt, ist an einen Fachwechsel zu denken. Ein schneller Abbruch dagegen kann eine lange Reue nach sich ziehen. Auch Eltern dürfen bei der ersten verpatzten Klausur nicht gleich ungeduldig werden. Besser, man lässt sie nicht an allen Ups und Downs des Studienanfangs teilhaben.

2 Was studieren?

Nur wenige wissen das schon, wenn sie das Abitur geschafft haben. Weil sie später die Praxis übernehmen sollen, in den elterlichen Betrieb einsteigen oder andere Pfründen übernehmen können. Normalerweise aber hat keiner eine eindeutige Vorstellung von seinem künftigen Beruf und von dem Weg, der dahin führt. Das ist der Regelfall. Darüber sollte niemand beunruhigt sein. Das liegt an der ungeheuren Vielfalt von Studiengängen und Berufen, dem undeutlichen Zusammenhang zwischen ihnen und nicht zuletzt an der mangelhaften Lebenserfahrung der jungen Leute. Das meiste können auch die Eltern nicht ersetzen, weil sich seit ihrer Jugend unglaublich viel verändert hat. Als sie studierten oder eine Berufsausbildung begannen, war gerade das Farbfernsehen angekommen, es gab weder Computer noch Handys, kein Internet und auch keine billigen Urlaubsflüge mit All-inclusive-Angeboten. Wir erleben seit zwei Jahrzehnten eine Medienrevolution, die nur der Erfindung des Buchdrucks vor 500 Jahren vergleichbar ist. Die Abiturienten sind hier meist weiter als ihre Eltern. Deshalb ist deren Beratungskapazität eingeschränkt. So muss sich der Student selber orientieren und informieren. Manche gehen auf Nummer sicher und machen erst eine Lehre. Aber das kostet auch Zeit und verlängert die Phase der Unselbständigkeit, des Zuhausewohnens. Eine zu lange Lehr- und Ausbildungszeit kann im Überdross enden. Aber erst einmal muss begonnen werden. Zur praktischen Wahl gibt es wenige einfache Hinweise. Sie lassen sich in drei Worte fassen: *Begabung, Interesse, Berufspraxis*.

Es gibt nur wenige offensichtliche, ausgeprägte Begabungen, z.B. für Sprachen, für Kunst, Technisches oder Mathematik. Sie spiegeln sich oft in Schulnoten oder besonderen Aktivitäten während der Schulzeit. Meist sind Begabungen aber diffus, eher als Grade der Gescheitheit, des intellektuellen Vermögens messbar. Eine Begabung für einen bestimmten Beruf lässt sich schwer diagnostizieren. Selbst, wo dies der gesunde Menschenverstand am ehesten erwartet, in den medizinischen Berufen, ist die Begabung zum Helfen und Heilen kein primäres Auswahlkriterium der Zulassung zum Studium. Statt dessen entscheidet noch immer die bessere Abiturnote. Das hat, sagen manche Kritiker, eine Generation von Ehrgeizlingen in die Arztpraxen und Krankenhäuser geführt.

Ein besserer Ratgeber als eine vermeintliche Begabung ist das erwiesene *Interesse* für bestimmte Fachrichtungen. Dies konnte sich vielleicht schon früh, in

der Schule und neben der Schule entwickeln, blieb aber auch oft von Zufällen abhängig, z.B. von einem begeisternden Lehrer oder Freund. Angesichts der Vielfalt von Studienmöglichkeiten und künftigen Berufen ist auch dies kein zuverlässiger Führer. Das vermeintliche Interesse muss auf die Probe gestellt und vor allem in der Praxis getestet werden. Heute werden vielerorts Berufspraktika angeboten, meist ohne Bezahlung oder für ein Taschengeld, teils dienen sie der Talentsuche, teils sind sie Ausbeutung. Für neue Berufe ist dies gleichwohl eine Chance und für die Bewerber ebenso. Auf jeden Fall ist die Kenntnis künftiger Berufspraxis, auf welchem Wege man sie auch findet, ein Auswahlkriterium ersten Ranges. Man kann etwa so vorgehen: wenn *Interesse* und *Begabung* in eine bestimmte Richtung weisen, dann sollte man sich dort intensiv umschauen, um geeignete Arbeitsfelder kennenzulernen.

Kurz gesagt: Unter den gegebenen Umständen ist es ganz normal, dass sich die meisten Studierenden bei Beginn ihres Studiums unsicher sind, welchen beruflichen Weg sie einschlagen sollen. Erst im Laufe des Studiums, nicht selten bei mehrfachem Fachwechsel, tritt eine gewisse Konsolidierung auch hinsichtlich des erwünschten Berufs ein. So ist das Studium nicht nur Ausbildung, sondern zugleich Berufssuche. Das ist der Preis der Freiheit des Studierens. Diese Freiheit sollten wir uns nicht nehmen lassen. Wenn kulturpolitische Planer uns mehr direkten Bezug zwischen Studium und Beruf einreden und vorschreiben wollen, nehmen sie uns die Kreativität des Suchens. Dazu kann auch ein Scheitern gehören, was aber oft ein erfolgreiches Scheitern sein kann.

Lässt sich daraus ein Rezept ableiten? In Grenzen. Der Studienanfang sollte genutzt werden, das breite Studienangebot kennenzulernen. Empfehlenswert ist eine Mischung: einerseits die vorgeschriebenen Schritte eines Studiengangs absolvieren und auch das Geprüftwerden lernen, daneben ausschwärmen in andere Fächer, zu anderen akademischen Lehrern. So bekommt man eine erste Rückmeldung über die eigene Studierfähigkeit. Herumgammeln allein macht nicht schlau, aber gleich durchstrebern kann in eine Falle führen, die man zu spät erkennt. Es ist und bleibt ein großer Vorzug der deutschen Universitäten, dass man fast überall Probe hören kann und dass es die freie Wahl des Hochschullehrers gibt.

3 Wo studieren?

Auswärts oder in heimatlicher Nähe? Das ist die Frage. Auswärts kostet mehr Geld und man begibt sich in die Fremde. Eltern sorgen sich, ob ihre Kinder das Studium auch ernst nehmen. Sie können die Hausaufgaben nicht mehr überwachen. Und auch anderes nicht. Manche Jungen scheuen das Abenteuer der Fremde. Und was wird aus den Freunden? Läuft schon eine Beziehung, die gefährdet sein könnte? Statistiken zeigen, dass die Mehrzahl der Jungstudierenden in der heimatlichen Umgebung bleibt, sofern nicht ein Numerus clausus sie in die Ferne zwingt. Früher zogen sie dann bald weiter, nach dem ersten Jahr, spätestens nach dem Vordiplom bzw. der Zwischenprüfung. Heute bleiben die meisten dort, wo sie das Studieren begonnen haben. Die jüngsten Studienreformen haben diesen Trend bestärkt. Je mehr das Studium reglementiert wird, und dies an jeder Universität auf andere Weise, desto riskanter und objektiv schwieriger wird der Wechsel an eine andere Universität. So werden die deutschen Unis immer provinzieller, weil der Studentenschaft die Durchmischung fehlt. Das Studium wird zur Verlängerung der Schule. Dem kommt das neue Bachelor-Studium entgegen. Ist nicht die Uni eine Art Kollegstufe mit anderen Lehrern?

Entscheidender ist die Frage: Eine eigene Bude suchen oder einen Platz in einer WG oder täglich von daheim anreisen und abends zurück? Mit der Bahn oder dem eigenen Autochen oder gar mit dem Fahrrad. Früh strömen dann Tausende in die Stadt, radeln zu den Vorlesungsgebäuden und Instituten, mittags zur Mensa und danach so früh es geht nach Hause. Dann teilt sich die Studentenschaft in die Vollstudenten, die Immer-Studenten, welche die Kneipen füllen und die Parkanlagen, und jene, die sich weiter von Müttern bekochen und die Wäsche waschen lassen. Kosten sparen und am Vertrauten festhalten – das geht dann eine bequeme Symbiose ein. In der zweiten Studienhälfte, oft erst an deren Ende, wenn die Examensvorbereitungen beginnen, machen sich viele selbständig. Inzwischen ist auch manche Partnerschaft entstanden, die nach Unabhängigkeit und Unbeobachtetheit verlangt. Erst jetzt werden auch diese Studierenden zu eigentlichen Mitgliedern der Universität, zu spät, entdecken manche. Sie haben ein halbes Studentenleben für ein höheres Taschengeld verschenkt.